Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 2. 8. 1936 | Nr. 30

Rund um die Olympischen Spiele.

Von Walter Pollter.

I.

Als erste geschlossene Olympia-Mannschaft — 38 Köpfe stark — wurden die Australier am 23. Juni von Staatskommissar Dr. Lippert im Rathause empfangen, erhielten als Zeichen der Verbundenheit der Stadt mit den Olympischen Kämpfern einen goldenen Schlüssel des Rathauses und fuhren dann in Autobussen der Wehrmacht zum Olympischen Dorf. Der Kommandant, Oberstleutnant Freiherr von und zu Gilsa, begrüßte sie herzlich und geleitete sie nach dem für sie bestimmten Hause. Die eben noch durch Hissen ihrer Flagge beim Spiel der Nationalhymne geehrten Gäste blickten erstaunt auf ihr Haus und einer fragte schließlich verwundert, auf den Namen „WORMS“ deutend: „Warum hat man uns ausgerechnet in das Haus der Würmer einquartiert?“ Erst als man ihnen erklärte, daß die Wohnhäuser die Namen deutscher Städte trügen, kam das befreiende Lachen.

II.

Es ist bitter für einen Kämpfer, wenn ihm angesichts des sicheren Sieges der Lorbeer von einem anderen entrissen wird, und viele Hunderte bei den Olympischen Spielen haben trotz überragender Leistungen erst im letzten Augenblick versagt. Der größte Pechvogel dürfte jedoch der Italiener Dorando Pietri gewesen sein, der moralisch den Marathonlauf auf den Olympischen Spielen 1908 in London gewann und die Siegespalme an den Amerikaner Hayes abgeben mußte. Die Sonne brannte an diesem 24. Juli unerbittlich und es gab viel Staub zu schlucken auf der 40 Kilometer langen Strecke vom Schloß Windsor bis zum Riesenbau Shepperds Bush mit seinen 80 000 Plätzen. Bis zum 37. Kilometer führte der Südafrikaner Hefferon. Dann nahm ihm der Amerikaner Hayes die Spitze und wurde kurz darauf von dem Italiener Pietro, einem bisher unbekannten Läufer, überholt, der sich verbissen durch Staub und Hitze gearbeitet hatte. Er gewann reichlichen Vorsprung und lief, weit vor allen anderen, in das Stadion ein. Es fehlten keine 200 Meter mehr bis zum Ziel, da brach er stöhnend zusammen. Seine Landsleute schrien, er raffte sich auf, drehte sich um und lief irrtümlich rückwärts. Die Menge tobte, Zuschauer sprangen in die Bahn und drehten ihn um. Er lief wieder ein Stück, sank nieder, stand wieder auf und schleppte sich weiter, bis er 20 Meter vom Ziel entfernt ohnmächtig zu Boden sank. Erst dann kündeten Rufe von außerhalb des Stadions, daß der zweite Läufer nahe. Die Aufregung war so groß, daß Schutzleute und Zielrichter den Ohnmächtigen hochrissen und durchs Ziel schoben, wo er wieder zusammenbrach. Natürlich mußte der Sieg dem Amerikaner Hayes zugesprochen werden, der kurz darauf als Zweiter die Ziellinie passierte.

III.

Vierzig Jahre — ein gutes Menschenalter — sind seit der Wiedererweckung der Olympischen Spiele vergangen. Die Welt hat sich für unzählige Olympische Kämpfer begeistert, sie gefeiert und — wieder vergessen. Aber einer lebt noch, dessen Name damals in aller Munde war. Es bereitete 1896 den veranstaltenden Griechen ungeheure Begeisterung, als der damals 24jährige Spiridon Louis den Marathonlauf gewann. Louis hatte den Ehrenplatz neben dem griechischen König auf dem Festmahl, das nach Schluß der Kämpfe stattfand. Der Führer hat ihn jetzt eingeladen, als Ehrengast an der Olympiade 1936 teilzunehmen. Er dient als Repräsentant der vielen noch übrig gebliebenen Sieger aus den ersten neuzeitlichen Olympia-Kämpfen, von denen niemand mehr spricht und die im stillen doch gern die Erinnerung hegen an Zeiten, wo sie jung waren und für den Ruhm ihres Landes sportlich siegten.

Die Olympia-Glocke klingt

„Ich rufe die Jugend der Welt“
Die zu friedlichem Wettkampf sich stellt
Und ob sie das Höchste vollbringt,
Doch nur um den Ehrenpreis ringt!

Und tobt der Kampf noch so heiß,
Im Herzen fühlt man und weiß,
Der Weg zum Siege ist g'rad
Und man ist und bleibt Kamerad.

Hart geht es Mann gegen Mann
Mit letzter Kraft —: aber dann
Reicht sich von Land zu Land
Besiegter und Sieger die Hand!

Wie gut wär's um alle bestellt,
Wären so auch die Völker der Welt
Stark, doch zum Frieden bereit:
Das wär eine glückliche Zeit!

Zum Kampf, der die Kämpfer versöhnt,
Der neidlos den Tüchtigsten krönt,
Der Freundschaften schafft und erhält,
Ruf ich die Jugend der Welt!

Ein Zigarrenladen in der Markgrafenstraße in Berlin. Hinter dem Ladentisch steht ein rüstiger älterer Herr mit einem flotten Schnurrbart und bedient seine Kunden. Aber wenn er Zeit hat, blickt Herr Weber gern und stolz auf ein Diplom an der Wand, das in griechischer Sprache verkündet, daß er bei der Zwischen-Olympiade 1906 in Athen Sieger im Fünf- und Sechskampf war. Für die diesjährige Olympiade hat er sich natürlich nicht gemeldet, aber heute treibt der 55jährige gern sportliche Übungen mit seinem jüngsten Sohn.

IV.

Die Zahl ist es, die dem modernen Menschen vor allem imponiert. An ihr schult er seine Beurteilung. Einige Vergleiche mögen die gigantische Größe der Olympia-Anlagen und -Veranstaltungen schildern:

Auf dem Reichssportfelde wurden 1 300 000 Quadratmeter Land umgestaltet. Hätte man die Wege und Anlagen nicht auf dieser fast rechteckigen Fläche angelegt, sondern einen geraden Weg von 2 Metern Breite, rechts und links je 1 Meter breit bepflanzt, gestaltet, so wäre eine Strecke von 325 Kilometern entstanden, was der Entfernung zwischen Berlin und Breslau entspricht, für die der Schnellzug 4 Stunden braucht.

500 000 Kubikmeter Erde wurden bewegt! Ein normales Lastauto faß 4 Kubikmeter und ist 4 Meter lang. Es wären also 125 000 Lastwagen gefüllt worden, die eine Gesamtlänge von 500 Kilometern gehabt hätten, wenn man sie aneinander gereiht hätte. 500 Kilometer = Strecke Berlin—Essen. D-Zug-Fahrzeit 6 Stunden.

2½ Millionen Arbeitstagewerke sind geleistet worden. Eine Kolonne von 100 Arbeitern hätte 83 Jahre lang arbeiten müssen, um diese Leistung zu erzielen.

Das Schwimmstadion mit Ersatztribünen faßt 17 000, das Reitergelände und das Tennisstadion je 5000 und das gewaltige Maifeld mit seinen Walltribünen nahezu 300 000 Zuschauer. Man rechnet mit täglich 150 000 Besuchern. Das würde in den 16 Tagen fast 2½ Millionen ausmachen. In Marschkolonne zu Vieren bei 1 Meter Zwischenraum ausgerichtet, entstünde ein Zug von 600 Kilometern, der der Entfernung zwischen Berlin und Augsburg entspricht. Ein Schnellzug, der diese Strecke abfährt, benötigt 9 Stunden. Oder, wenn man diese 2½ Millionen nebeneinander antreten lassen könnte, entstünde eine Front von über 1500 Kilometern, (die Entfernung zwischen Berlin und Genua), die abzufahren ein Auto bei 30 Kilometer Stundengeschwindigkeit 4 Tagereisen à 12 Stunden brauchen würde.

Es können in einer Stunde durch die S-Bahn 48 000, die Untergrundbahn 25 000, durch Kraftfahrzeuge einschließlich Omnibusse 20 000 und durch die Straßenbahnen über 30 000, insgesamt rund 130 000 Besucher auf das Sportfeld gebracht werden, das ist die Gesamteinwohnerschaft einer Großstadt wie Lübeck. Alle diese Besucher können dann in etwa 15 Minuten ihre Plätze einnehmen und das Stadion ebenso schnell wieder verlassen.

Vorbildliche Einheit von Körper und Geist.

Olympische Kunst.

Zeugen antiker Gesamtkultur.

Von Dr. Hanns Martin Elster.

Was die Einheit des Lebens, der Lebensanschauung bedeutet, erlebt Deutschland jetzt in der gesamten Neugestaltung unseres Daseins, in dem Willen, uns selbst und unsere Weltanschauung organisch zu gestalten. Für uns ist die Einheit von Körper und Geist nicht mehr eine Redensart, sondern eine Wirklichkeit, die ihren Ausdruck darin findet, daß wir das Körperliche, wie es sich beispielsweise im Sport offenbart, nicht mehr für sich allein sehen, sondern sofort in Zusammenhang bringen mit dem sonstigen Leben des Menschen und der Gemeinschaft.

Ein Volk der Erde allein hatte diese Ganzheit des Daseins für sich erstrebt und erreicht: es waren die Griechen. Ihre Kultur wuchs aus der gleichen Totalitäts-Weltanschauung, und ihr Verhalten war in gleicher Weise heroisch bestimmt. Den reichsten und schönsten Ausdruck für diese Grundhaltung ihres Daseins hat von jeher die Fest- und Weihestätte, Sport- und Wettkampfstätte Olympia

Olympische Musik.

Von Prof. Hans Joachim Moser.

Daß für diese und frühere moderne Olympiaden internationale Musikwettbewerbe abgehalten worden sind und nun das große Fest in Berlin auch mit reichem tonkünstlerischen Schmuck eröffnet und begleitet werden soll, bedeutet ein erfreuliches Bekenntnis dazu, daß dieser Zusammenstrom der Nationen nicht einzig dem Kult der Muskeln, des Trainings, der Willensenergie dienen soll, sondern daß auch der Geist, die Andacht, die körperlose Schönheit des Klanges dabei ein Recht haben wird. Natürlich kann, wenn die Musik bei solchen Riesenveranstaltungen von gänzlich anderer Perspektive und Hörsamkeit nicht rettungslos ertrinken oder lächerlich fehl am Ort erscheinen soll, nur eine ganz bestimmte Art von ihr hier auftreten: die monumentale, hymnische, mit Tanzschwung und Marschrhythmus an die Bezirke des Sports angrenzende oder womöglich innerlich mit ihm verbundene Tongebärde, und das wird in dem Gesamtbilde dessen, was vor allem wir Deutsche unter Musik verstehen, immer nur ein sehr begrenzter Anteil ihrer Möglichkeiten sein dürfen. Doch das verschlägt nichts an der erfreulichen Tatsache des Bekenntnisses zur Musik als solcher auch vor diesem Forum der Völker. Man kann sogar vielleicht die Erwartung aussprechen, daß von ihnen große Zukunftsmöglichkeiten ausgehen können. Ich darf wohl dazu zitieren, was ich 1930 am Schluß meiner „Epochen der Musikgeschichte“ (Cotta) geschrieben habe: „Vielleicht — hoffen wir es! — wird die Musik des einundzwanzigsten Jahrhunderts nicht ein brutaler Jazzrausch sein, den ein Riesenlautsprecher durch die Fabriken und Tanzlokale der Welt sendet: sondern man wird unter

„Musik“ vor allem gewaltige Chorhymnen der kunstpflege bei den berühmten Festspielen des sechsten Jahrhunderts entscheidenden Einfluß gewonnen.
Schönheit, Kraft und Frömmigkeit verstehen, die in Sportstadien, Volksparks, in Tempeln, auf Bergeshöhen unter kaum merklicher, aber doch unentbehrlicher Fachleutebeihilfe den Feiertag der Seele adeln helfen; eine monumentale Laienkunst, auf deren musiktechnische Bewältigung der Volksschul-Musikunterricht der Zukunft wird hinführen müssen . .“
Man sieht: heutige Olympiamusik wirkt bestenfalls wie eine Vorprobe auf der Bahn zu so weitgesteckten künftigen Zielen, kann aber als solche von vorerst noch kaum abmeßbarer Wichtigkeit werden.

Da darf die Frage berechtigt erscheinen, wie es denn zu diesen Gegenwartsversuchen einer Musikmitwirkung innerhalb des großen Olympiareigens gekommen ist? So, wie das Sportfest der Olympiade eine Neubelebung antiker Ideen darstellt, stammt auch der Gedanke der olympischen Musik aus dem griechischen Altertum. Da hat er zunächst sogar noch viel Weiteres bedeutet als nur tonkünstlerische Mitwirkung bei den Turnspielen zu Olympia. Die Schalmeienmusik phrygischer Hirten auf dem kleinasiatischen Berg Olympos wurde etwa um 800 vor Christus zum wichtigen Gegenelement griechischer Instrumentalausübung, die sich bis dahin wesentlich auf die Kitharamusik der Jonier und Dorer beschränkt zu haben scheint. Diese „Auletik“ (die olympische Urklarinette hieß „Aulos“) brachte mehr Klangsinnlichkeit in das antike Melodienreich, als bisher die begleitende „Kitharodik“ der epischen Harfner besessen hatte. Die Alten haben sogar, wie sie gern die sonst schwer greifbaren „Einflüsse“ einer künstlerischen Richtung oder Idee an die „Erfindung“ frühgeschichtlicher Heroengestalten zu knüpfen versuchten, aus der Summe dieser auletischen

Neuerungen zu der Person eines noch in halb mythischem Dunkel verbleibenden Musikers „Olympus“ verdinglicht. Und diese „olympische“ Musik hat denn auch auf die Ton-

Denn es war ein „Aulos“, auf dem im Jahre 586 bei den Spielen zu Delphi der Musiker Sakadas aus Argos einen berühmten Kunstsieg gewann. Er spielte — eine wunderliche Vorstellung für uns durch große Orchesteraufgebote verwöhnte Nachgeborene — auf seiner einzigen Oboe eine Art Programm-Sinfonie, einen „pythischen Nomos“, der den Kampf Apolls mit dem Drachen schilderte. Solch „Nomos“ war eine Folge gleichwertiger Melodien mit Einleitung und Abschluß, und es spricht ebenso für die Verdeutlichungsgabe jenes Tonkünstlers wie für die phantasievolle Willigkeit zum Mitgehen seiner Hörer, daß man sich durch solch arme Einlinie sozusagen einen ganzen „Siegfried“-Akt bis zu künstlerischer Begeisterung suggerieren ließ. Noch heute trifft man in Nordafrika auf solche instrumentale „Löwenkampf“-Melodie. Wie dann auch auf den nemeischen, istmischen, olympischen, spartanischen und athenischen Spielen Gesang und Saitenspiel mit den körperlichen Höchstleistungen in edlen Wettstreit getreten sind, erinnert sich jedes deutsche Schulkind aus Schillers „Kranichen des Ibykos“, und der Inbegriff olympischer Verbindung von Gymnastik und Lyrik, des „Kampfes der Wagen und Gesänge“, hat sich in der erhabenen Gestalt der Pindar von Theben verdichtet, dessen „Epinikien“ oder Siegeslieder zum Preise der Kampfspielgewinner ganz Griechenland beglückt weitertrug. Hat es doch etwas Erschütterndes und Ehrfurchtgebietendes, wie in der Jugendzeit dieses Dichter-Sängers der Perserkönig in Griechenland einbricht und sich wundert, daß sich von dem als kampfkräftig berühmten Volk ihm niemand entgegenzustellen scheint: sie halten eben Gottesfrieden für ihre nationalen Spiele jenseits der Landenge . . . Scheint auch jene Oden-

offenbart. Deswegen wollte Johann Joachim Winckelmann auf seiner Griechenlandfahrt zuerst nach Olympia. Deswegen sammelte sich alle Erforschung der griechischen Antike immer wieder auf Olympia; denn man wußte ja von den alten Schriftstellern, insbesondere von dem Griechen Pausanias, der im zweiten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit seine Wanderung durch Griechenland unternahm und das erste Reisebuch der Antike verfaßte, daß Olympia eine Stätte der Gesamtkultur der Griechen gewesen ist. Die Deutschen hatten von jeher aus ihrer Natur heraus die Sehnsucht nach der Gesamtkultur. Sie griffen infolgedessen das begonnene Ausgrabungswerk hundert Jahre nach Winckelmann wieder auf, nachdem der wissenschaftliche Ausschuß des französischen Befreiungsheeres im Jahre 1829 seine Arbeit wieder eingestellt hatte. Ernst Curtius schenkte uns in den Wintermonaten der Jahre 1875 bis 1881 mit der Spende von 800 000 Mark, die der Deutsche Reichstag bewilligte, Olympia neu. 1931 wurden die letzten Grabungen in Olympia durch Wilhelm Dörpfeld beendet. So überschauen wir denn heute die Olympia-Weihestätte völlig in ihrer Einheit von Religion, Kunst, Sport und Gymnastik.

Mittelpunkt des Festortes Olympia war der heilige Bezirk, der westöstlich etwa 200 Meter und nordsüdlich 160 Meter groß war. Eine alte Mauer umschloß diese Altis von Olympia. Sie lagen zu Füßen des Kronos-Hügels, unweit des Kladeos-Flusses. Durchschritt man das Haupttor, so sah man zuerst das Hauptheiligtum, den mächtigen Zeustempel. Er wurde zwischen 470 und 450 v. Chr. zur Feier des Sieges der Eleer über die Pisaten von dem einheimischen Architekten Libon gebaut und erhebt sich auf einer Erdaufschüttung, so daß er alle anderen Gebäude in der Altis überragt. Als dorischer Tempel mit der kanonischen Säulenzahl 13 : 6, von Osten her zugänglich, weist der Zeustempel drei Schiffe mit zweigeschossiger Säulenstellung auf. Er war aus Muschelkalk gebaut. Feiner Marmorputz und plastischer Schmuck aus Marmor überzog die Architektur. Die Ausgrabung hat uns den Ost- und Westgiebel und die Metopen über den Stirnwänden wiedergeschenkt. 102 Löwenköpfe wirkten als Wasserspeier. Im Laufe der Jahrhunderte wurden in dem Tempel verschiedene Weihgegenstände aufgestellt. So hängte der römische Feldherr Mummius 21 geweihte Bronzeschilde auf; auf den Giebeln, in die Mitte stellte man eine Nike auf, eine Siegesgöttin, an den Ecken Dreifußbecken. Der Hauptraum, die Cella, wurde von dem Zeuskultbild des Phidias aufgenommen, und diese Zeusstatue aus Gold, Elfenbein und anderem kostbaren Material, die 400 n. Chr. nach Konstantinopel kam und hier bei einem Brande zugrunde ging, war eins der berühmtesten Kunstwerke des alten Griechenlands.

Die reichen Skulpturen des Ost- und Westgiebels aber geben uns, da sie in umfangreichen Bruchstücken erhalten sind, einen starken Eindruck von der Größe der griechischen Plastik. Im Ostgiebel an der Haupteingangsseite wurde die Sage von der Wettfahrt des Pelops und Oinomaos dargestellt. Pelops soll Oinomaos nach der Sage durch die Hilfe des Wagenlenkers Myrtilos besiegt haben, der die Stifte in den Rädern am Wagen des Oinomaos durch Wachs ersetzte. Pelops stieß allerdings Myrtilos ins Meer, als dieser Verräter die Königstochter zum Lohn verlangte. Der Westgiebel schilderte die Sage von der Hochzeit de. Peirithoos und den Kampf der Lapithen gegen die Kentauren. Peirithoos, der König der Lapithen, hatte zu seiner Hochzeit mit Hippodameia jeden, der Lust hatte, eingeladen. Da kamen auch die wilden Kentauren; in der Trunkenheit raubte ihr Anführer Hippodameia. Aber Theseus, der Freund des Peirithoos, holte den Räuber ein und erschlug ihn. Daraufhin kam es zum Kampf zwischen den Kentauren und Lapithen. Theseus und Peirithoos verbrüderten sich, indem sie das Blut aus ihren Wunden tranken. Die zwölf Metopen am Zeustempel aber wurden den berühmten Taten des Herakles gewidmet, sechs Metopen beginnen von der Nordecke an der Westecke der Cella, die sechs anderen laufen an der Ostseite und enden wieder in den Nordgiebel. Die erhaltenen Bruchstücke des Zeustempels lassen nun zwei große Perioden, eine ältere und eine jüngere, deutlich erkennen, und die Rekonstruktion zeigt, mit welcher Größe die Griechen die Schönheit des nackten Körpers künstlerisch beherrschten und beseelten.

Verließ man den Zeustempel, so kam man am Hause des Oinomaos vorbei: eine Holzsäule wurde hier unter einem Schutzdach als letzter Rest des durch Blitz zerstörten Palastes des Oinomaos gezeigt. Neben dem benachbarten Zeusaltar, der im Freien stand, erhob sich dann die Grabstätte des als Heros verehrten Pelops, auf einer Anhöhe, die eine Quadratmauer fünfeckig umschloß. Als zweiter großer Tempel in der Altis war der Hera ein Sakralbau, der für uns der älteste auf griechischem Boden ist, zu Füßen, des Kronos-Hügels in der Altis errichtet. Ein Kultbild, von dem der überlebensgroße Herakopf erhalten ist, schmückte den großen Säulenbau, der zur Aufbewahrung von Weihegeschenken diente. Vor allem aber wurde er durch den berühmten Hermes des Praxiteles geschmückt. Der Weg führte dan an der 143 n. Chr. errichteten römischen Exedra, die das Ende einer Wasserleitung künstlerisch abschloß, vorbei zu der Terrasse mit den 125 Meter langen Schatzhäusern, in denen die Städte ihre Weihgeschenke und Siegespreise aufbewahrten. Vor ihnen erhob sich ein kleiner Tepmel für die Göttermutter, und die Grab- und Kultstätte der Hippodameia. Ostwärts von dieser Stätte war die lange Echohalle, wegen ihres siebenfachen Echos so genannt, aufgeführt, welche die Zuschauer bei den Opfern und Prozessionen bei schlechtem Wetter aufnahm.

Nippons Söhne in Höchstform.

Wie leben die Japaner in Berlin? — Dampfbäder von 43 Grad. — Zum Frühstück Reis- oder Bohnensuppe.

Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit zu einer Unterredung mit dem Sportarzt der japanischen Olympia-Mannschaft Dr. T. K. Amako über die Lebensweise und die Trainingsmethoden seiner Schutzbefohlenen.

Ein etwas schwieriges Unterfangen, in diesen Tagen einen ausländischen Sportarzt oder Mannschaftsführer zu einem Interview stellen zu wollen. Auf dem Reichssportfeld sind ausländische Sportärzte oder Mannschaftsführer nicht zu finden. Aber an der dem Reichssportfeld unmittelbar benachbarten Haltestelle Heerstraße nimmt der bereits jede halbe Stunde verkehrende Sonderomnibus nach Döberitz den Journalisten auf. Und wirklich ist ihm das Glück hold. In dem bis zum letzten Platz besetzten Wagen sind mindestens zehn Nationen vertreten. Da sitzt ein brasilianischer Militärattaché neben zwei tiefbraun gebrannten Sportlern aus Uruguay, einem Neger, drei Chinesen und zwei Europäern, die vielleicht Franzosen oder Italiener sein dürften. Im Hintergrund aber entdeckt man neben einigen Berliner Pressevertretern zwei Japaner, von denen der eine der Sportarzt der japanischen Olympia-Mannschaft ist.

„Unsere Kämpfer sind in Höchstform", erklärt freundlich lächelnd Dr. Amako, der bereits seit über einem Jahr in Berlin lebt und fließend deutsch spricht. „Sie befinden sich wie auch die übrigen Mannschaften alle in denkbar bester gesundheitlicher und sportlicher Verfassung. Allerdings ist hierzu eine vernunftgemäße Lebensweise selbstverständliche Voraussetzung. Sie ist in Berlin halb japanisch und halb europäisch.

„Zum Frühstück genießen unsere Sportsleute durchweg japanische Nationalgerichte wie Reis oder Bohnensuppe. Zum Mittag- oder Abendessen gibt es leichte europäische Speisen wie Fisch, Gemüse, Eierspeisen und dergleichen. Aus Brot macht sich der Japaner nicht viel, der in seiner Heimat statt dessen nur Reis kennt, doch ist uns Obst dafür stets willkommen. Unsere Rudermannschaft hat sich sogar einen eigenen japanischen Koch aus dem Berliner Westen verpflichtet. In über einem Dutzend kleinen Schalen kommen die Gerichte auf den Tisch und werden mit Eßstäben verzehrt. Selbst die deutschen Herren vom olympischen Ehrendienst wissen mit diesen Eßstäben schon vortrefflich umzugehen. Fast noch wichtiger als die Ernährung ist jedoch für die japanische Olympia-Mannschaft die Witterung. In den letzten Tagen war es für die Söhne Nippons entschieden zu kalt. Eine Wasserwärme von 22 Grad ist für die Schwimmer und eine entsprechende Lufttemperatur für die übrigen Sportler unbedingte Voraussetzung. Wir hoffen daher alle für die olympischen Ausscheidungskämpfe auf gute, möglichst warme Witterung."

Unsere Fahrt geht durch blühendes Land, reifende Getreidefelder und endlose Baumreihen, die von der unmittelbaren Nachbarschaft der Weltstadt Berlin kaum noch etwas ahnen lassen. „Unentbehrlich", meint Dr. Amako und blickt zwinkernd in die gelbe Sonne", unentbehrlich sind für die japanischen Sportler heiße Dampfbäder von 40—43 Grad, wie sie in dieser Temperatur wohl kein Europäer lange ertragen könnte. Die Söhne Nippons schrubben einander mit dem dampfenden Wasser ab oder übergießen sich damit aus großen Schüsseln. Jeden Abend punkt zehn Uhr geht es dann unweigerlich ins Bett."

Ich erinnere den japanischen Sportarzt an die merkwürdigen Behauptungen, die über die Wunderzeiten seiner Landsleute vor allem im Schwimmen und Rudern im Umlauf sind. „Manches davon", erklärt Dr. Amako, „ist Legende, vieles aber auch wahr. Und das Geheimnis dieser Erfolge? Bedingungslose Unterordnung unter den Sportgedanken bis zur Selbstaufopferung, härtestes Training zu jeder Tageszeit und so oft wie möglich und schließlich eine gehörige Portion Selbstvertrauen."

„Olympisches Dorf!" kündigt der Schaffner die Endstation an. Und mit freundlichem Lächeln verabschiedet sich Dr. Amako, für den nun wieder der Ernst der Tagesarbeit beginnt. Ein ganzer Schwarm zierlicher muskulöser Japaner nimmt den Arzt in seine Mitte und entführt ihn unter lebhaften Gesprächen.

Olympische Porträts.

— B. P. — Der Großvater der amerikanischen Mannschaft, die in Stärke von 500 Wettkämpferinnen und Wettkämpfern nach Berlin gekommen ist, war bereits 1912 in Stockholm dabei. Es ist ein 78 jähriger Segler. Er wird der älteste aktive Olympiateilnehmer in Berlin sein — nicht aber der einzige, der bereits die Olympischen Spiele in Stockholm als Teilnehmer besucht hat. Denn auch in der deutschen Mannschaft steht ein 73 jähriger, ein Schütze, der damals schon dabei war.

Das Baby der amerikanischen Mannschaft ist Majorie Gestring, 13 Jahre alt. Sie ist fast so jung wie das Küken der Olympischen Spiele in Berlin, Inge Sörensen, ein dänisches Mädchen, das am 18. Juli gerade 12 Jahre alt geworden ist.

*

Glenn Cunningham, der für die „Streifen und Sterne" die 1500 Meter laufen wird, wurde als Kind bei einer Feuersbrunst so schwer verbrannt, daß die Ärzte nicht mehr hofften, daß er jemals wieder werde laufen können. Der tüchtigste von allen Amerikanern ist jedoch Robert Monninger, 20 Jahre alt, der „superman". Zwei Jahre hat er zuwege gebracht, was noch keinem amerikanischen Boy auf einer Militärakademie gelang. Er war in 23 Wettbewerben der beste, und darunter befanden sich nicht nur sportliche Kämpfe, sondern auch geistige.

*

Die Südafrikaner haben Robert Leibbrand in ihrer Mannschaft, einen 23 jährigen Boxer. Der Mann hat seine besonderen Ansichten über die Lebensgewohnheiten, die ein Sportsmann sich aneignen soll. Robert Leibbrand nämlich pflegt nicht im Bett, sondern auf dem Fußboden zu schlafen. Seit acht Jahren hat er kein Fleisch mehr gegessen und kein weißes Brot oder Gebäck. Er ißt nur Schwarzbrot trinkt nur Milch, davon aber fünf Flaschen an einem Tage, und vertilgt viele Früchte. Um eine Magenkrankheit auszukurieren, unterzog er sich einer Fastenkur, in deren Verlauf er nur Wasser, Holzkohle und Sand zu sich nahm, mit dem durchschlagenden Erfolg, daß sein Gewicht sich um zwölf Pfund verringerte.

*

Noch kurze Zeit zuvor, und niemand kannte Rudolf Harbig, der Deutschlands Farben über 800 Meter tragen wird. Auf der Suche nach dem unbekannten Sportsmann entdeckte man ihn, und er wurde eine deutsche Olympiahoffnung. Noch drei Wochen früher, und niemand im internationalen Leichtathletiklager kannte Archie San Romani, der nun für die Vereinigten Staaten über 1500 Meter laufen wird, zusammen mit Glenn Cunningham. Zechenarbeiter war dieser italienische Amerikaner Romani, bevor er sich zum Schullehrer emporarbeitete. Bei den amerikanischen Leichtathletikmeisterschaften, die zugleich die Ausscheidung für die Olympia-Teilnahme bedeuteten, lief jedoch Romani hinter Cunningham ein so tolles Rennen, ließ er alle längst weltbekannten, hoch favorisierten Wettbewerber so weit hinter sich, daß er mit nach Deutschland fahren konnte und nun zu den großen Hoffnungen der Vereinigten Staaten zählt.

*

Im Kugelstoßen wird Deutschland durch Hans Heinz Sievert vertreten sein. Ob er sich plazieren wird, steht dahin. Kugelstoßen ist nicht seine Spezialität. Sein Können hat er jahrelang auf die Krone aller leichtathletischen Wettbewerbe, auf den Zehnkampf, konzentriert. Er schuf den phantastischsten Weltrekord im Zehnkampf, der erst kürzlich überboten wurde. Aber er hatte das Zeug in sich, in Berlin wieder Erster, wenigstens einer von den drei Ersten zu werden. Genau so wie in Los Angeles. Aber dort verletzte er sich beim Stabhochsprung und fiel aus, und jetzt leidet er seit mehr als einem Jahre an einer Verletzung, die ihm wiederum nicht gestattet, bei den Spielen im Zehnkampf zu starten. Eine menschliche olympische Tragödie: der Mann, der zwischen zwei Olympischen Spielen der unbestritten beste Zehnkämpfer der Welt war, kann, weil es sein Schicksal so will, nie olympischer Sieger werden . . .

*

Stanislawa Walasiewicz, mit ihrem amerikanischen Namen Stella Walsh, seit über einem Jahrzehnt in den Vereinigten Staaten, startet für ihr Heimatland Polen. Sie gilt als der Weltbeste Läuferin, wobei allerdings zu bemerken ist, daß sie Helen Stephens, die sie selber als ihre stärkste Gegnerin bezeichnet hat, in den Vereinigten Staaten bewußt immer aus dem Wege ging. Von dieser Taktik verspricht sich Stanislawa Walasiewicz einen gewissen psychischen Erfolg ihrer Konkurrentin gegenüber. Ob sie sich auch davon einen verspricht, daß sie ihre Verlobung auseinandergehen ließ, weil ihr Bräutigam nichts davon wissen wollte, daß Stanislawa eine so fanatische Sportlerin ist? Sie löste kurz entschlossen das Verlöbnis auf. Ihr Sport war ihr wichtiger als die Ehe, von der man sich gemeinhin das Glück seines Lebens verspricht.

*

Sieger im Speerwerfen, darüber konnte kein Zweifel bestehen, würde Matti Jaervinen werden, seit Jahren Finnlands stärkste Waffe und der Welt Bester in diesem Wettbewerb. Aber Matti Jaervinen laborierte lange an einem kranken Arm und es kam Rheuma im Rücken dazu. Nun ist der Arm wieder heil, und Matti Jaervinens Freunde hofften, auch die Rückenschmerzen würden vergehen. Sie redeten dem Weltrekordmann dringend zu, mit nach Berlin zu kommen. Matti Jaervinen blieb unschlüssig. Aber er erklärte dann, er wolle lieber zu Hause bleiben. Wenn er schlecht werfe, mache das einen schlimmen Eindruck — und er habe doch einen Weltrekord und eine goldene Medaille zu verlieren. Ehe er einen schlechten sportlichen Eindruck machte, wollte Matti Jaervinen lieber nicht starten. Wird er sich trotzdem im letzten Augenblick noch überreden lassen?

*

Die olympische Idee aber ist diese: Daß eine sichere Olympiasiegerin, Eleanor Holm-Jarret, aus der Mannschaft ausgeschlossen wird, weil sie sich dem Gesetz der Mannschaft nicht zu fügen weiß, mag darüber auch eine Goldmedaille verloren gehen. Daß ein bitter nötiger Zuschuß von 100 000 Dollar ausgeschlagen wird, weil daran die Bedingung der Reklame für eine bestimmte Firma geknüpft ist. Daß ein hervorragender finnischer Olympiakämpfer erklärt, er rechne, daß dieses Mal Deutschland an der Stelle seines Vaterlandes den zweiten Platz hinter den Vereinigten Staaten belegen werde. Aber dennoch werde, so bitter solcher Ausgang der Spiele auch für die Finnen sein würde, sie nicht einen Augenblick Neid und Mißgunst befallen. Dazu habe Deutschland zu viel für die olympische Idee und die Spiele getan.

---

melodie des Pindar, deren Notenzeichen im 17. Jahrhundert angeblich in Süditalien auftauchten, nur eine barocke Irreführung des deutschen Jesuitenpaters Athanasius Kirchner in Würzburg und Rom (übrigens des Erfinders der Laterna magica) darzustellen, so spiegelt sich selbst in dieser Fälschung der gewaltige Nachhall, den Pindars „olympisches" Dichten und Singen durch die Jahrtausende behalten hat.

Die griechischen Spiele und die ihnen zugrundeliegenden Ideale der Gleichgewichtigkeit von geistiger und körperlicher Schönheit verklangen und verschollen. Es kamen Jahrtausende, in denen der Körper eher als Träger fehlvoller Irdischkeit, als Gefäß der Sünde verhüllt, geknutet, abgetötet werden sollte. Doch mit dem neuzeitlichen Wiedererwachen der Athletik und Körperpflege, die besonders im gemeinsamen Tun immer wieder zu rhythmischer Formung hindrängt, erwachte mit Notwendigkeit auch der uralte Zweiklang von Musik und Orchester. Das geschah wohl zuerst in den Wunschtraumbildern des klassizistischen Operntheaters: die herrliche Orchestermusik von Gluck zu den Athletenkämpfen in seinem Musikdrama „Paris und Helena" könnte man in diesem Sinn als die erste olympische Musik der Neuzeit betrachten, und sie wäre es wert, als deutscher Beitrag zu der nächsten Olympiade dargebracht zu werden. Dann sind es wohl vor allem die vaterländischen Marschlieder der Jahnschen Turner gewesen, die das Kapitel einer neueren sportgeborenen Gebrauchsmusik eröffnen — sie haben ja durch das ganze 19. Jahrhundert hin immer wieder neue Absenker getrieben. Sie stellen freilich bei aller guten Gesinnung und manch forschem Ergebnis noch keinen Idealfall dar. Aber das war eben Ausdruck und logische Entsprechung des mehr exerziermäßigen deutschen Turnens im 19. Jahrhundert, dem ja heute ein wesentlich elastischeres und auf Bewegungsschwung gebautes Ideal gefolgt ist, das von selbst der eigentlichen Musik näher verwandt heißen darf. So sind denn auch heute die Aussichten für ein spezifisch turnerisches Musikmachen weit günstiger geworden.

Mit der Begleitmusik zu der „rhythmischen Gymnastik" für Männer und Frauen hat diese Entwicklung um 1905 ihren eigentlichen Anfang genommen, und hat sich besonders in der Nachkriegszeit zu einer beträchtlichen Freilicht- und Freiluftmusik entwickelt. Georg Götsch ist dann das Verdienst zuzusprechen, um 1928 an unserer „Hochschule für Leibesübungen" wohl erstmals aus marschfähig zu handhabenden Instrumentengattungen turnerische Musikgruppen zusammengestellt und mit diesen alte Tonsätze von tänzerischer Haltung („flockige Musik", sagte er) zu den Bewegungsreigen des neuen Turnens wesensgemäß zugeordnet zu haben. Schon die letzten deutschen Turnfeste haben davon einiges gezeigt, und diese Entwicklung erscheint höchst aussichtsvoll nicht nur für die Turnerei, sondern auch für die nach neuen festen Formen und Verwendungszwecken ausschauende Musik. Daß nun über das Turnerische und Reigenmäßige hinaus die olympische Festidee im weitesten Ausmaß als Anlaß und Auftraggeberin für eine innerlich entsprechende Repräsentationsmusik auftritt, darf als sinnvolle Weiterentwicklung der geschilderten Keimformen gewertet werden. Wie eingangs erwähnt: man übertreibe nicht die Erwartungen betreffs dieser Möglichkeiten für die Musik im ganzen, deren tiefste und innigste Möglichkeiten gerade aus der deutschen Schau bei Haus- und Kammermusik liegen dürften. Aber eines ist gewiß: nach der Front d „öffentlichen Staatsmusiken" hin ist die „olympische Tonkunst" als eine der bedeutsamsten Zukunftspforten anzusehen.